Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 86 (1960)

Heft: 9

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

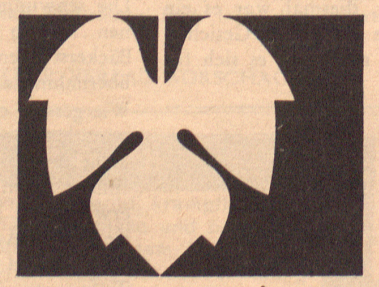
Der Rorschacher Trichter

159

WERNER WOLLENBERGER

Das Echo:

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...
Und rafft sich einer gar in sporadischen Anfällchen von etwas Zivilcourage auf und überwindet die Trägheit seines kleinen Herzens – also dem wird dann mitunter sehr bestimmt geschrieben.
Kommt dann noch dazu, daß er sich unpräzise ausdrückt oder daß er eine Meinung vertritt ohne sie mit der fälligen Deutlichkeit zu erläutern, so geschieht ihm solches sogar recht!
Mir geschieht es!
Man sollte, merk's Dir, Wolli, präzise sein!
Es geht um die Zeilen, die ich zum Prozeß Jaccoud schrieb.
Uebrigens: bevor ich das Urteil kannte.
Respektive, bevor mir der unwürdige Kompromiß durch die Zeitungen bekanntgegeben wurde.
(Am Worte ‹unwürdig› und am Ausdruck ‹Kompromiß› werden mich wieder einige Leser aufhängen. Trotzdem stehe ich zu der Formulierung. Entweder ist Jaccoud schuldlos, dann soll man ihn laufen lassen oder man hält ihn für schuldig, dann soll man ihn für ein scheußliches Verbrechen mit der entsprechenden Strafe bedenken. Und scheußlich war die Tat: der alte Zumbach wurde erschossen und erdolcht. Haben die Genfer Geschworenen als strafmildernden Umstand eventuell die Tatsache angesehen, daß der Mörder ihm nicht auch noch Zyankali offerierte? – Wie gesagt: ich stehe zum Ausdruck ‹unwürdiger Kompromiß›.)
Und ich stehe auch zu jener Bemerkung, die in meiner Glosse ‹Der dreizehnte Geschworene› so viel böses Blut gemacht hat.
Ich stehe zu der Forderung, daß die Geschworenen in einem solchen Prozeß nicht durch ein blindwütendes Los bestimmt werden dürfen, sondern eine ‹Elite der Gesellschaft› darzustellen haben.
Diese Wendung hat gewisse Leute verärgert. Sie klang ihnen nach Verächtlichmachung des einfachen Mannes, nach Desavouierung der einfachen Frau, nach intellektueller Ueberheblichkeit über Nicht-Intellektuelle, nach unzulässigem Zweifel an den Geistesgaben des durchschnittlich Gebildeten, nach grundsätzlicher Diskriminierung und In-Frage-Ziehen des natürlichen Rechtsbewußtseins des Menschen, nach prinzipieller Ablehnung der ‹vox populi› als ‹vox dei› nicht zuletzt.
Soll ich sagen, ich habe es nicht so gemeint?
Das wäre bequem.
Aber unwahr.
Ich habe es durchaus so gemeint.
Ich habe es – anders kann ich mir die Angriffe nicht erklären – nur nicht mit nötiger Deutlichkeit erläutert.
Also hole ich es jetzt nach.
Allerdings muß ich zu diesem Reparaturzwecke etwas ausholen.
So:
Ich bin dreiunddreißig Jahre alt.
Das ist nicht viel für einen Siebzigjährigen.



Merlino

Stufen zur Qualität: beste, sonngereifte Trauben, sofort erntefrisch gepresst, sorgfältig gekeltert, in Druck-Tanks kühl gelagert, hygienisch abgefüllt, schonend pasteurisiert, – das ergibt die hervorragende Qualität des naturreinen Traubensaftes MERLINO.

Ein OVA-Produkt

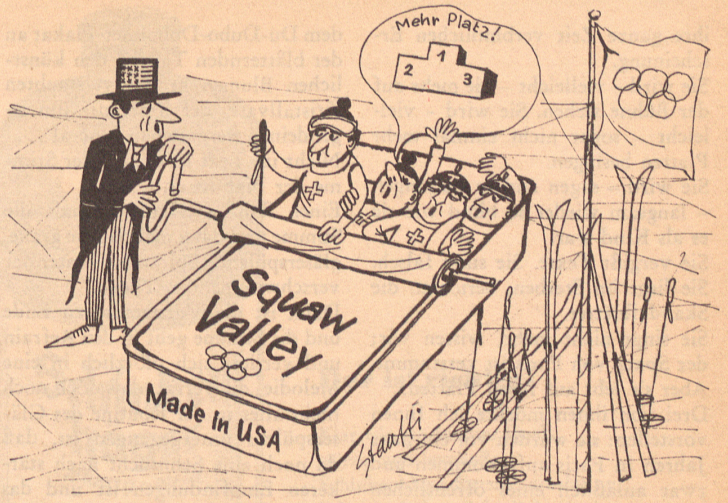
Alleinhersteller: Gesellschaft für OVA-Produkte
Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33

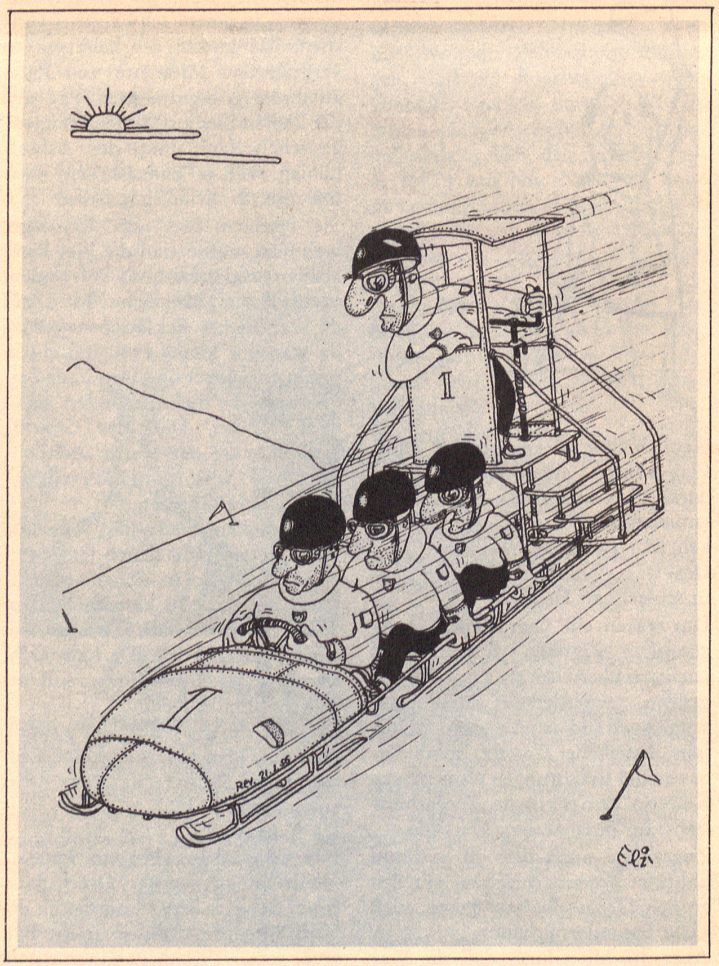
Aber wenn man dreiunddreißig ist, genügt es einem.
Sofern man die Augen bis dato ein bißchen offengehalten hat.
Ich habe es hie und da versucht und ich habe dabei ein paar Sachen herausgefunden.
Etwa:
Es existieren Unterschiede in der Auffassungsgabe, die verschiedene Menschen mitbekommen haben.
Es existieren Unterschiede im Grade ihres Vorstellungsvermögens.
Es existieren Unterschiede im Grade ihres Einfühlungsvermögens.
Es existieren Unterschiede in ihren Fähigkeiten, sich mit Freude, Leid, Kummer, Zweifel und anderen menschlichen Regungen anderer Menschen zu identifizieren.
Es existieren Unterschiede in ihren Auffassungen von Moral (oder doch wenigstens Interpretations-Schwierigkeiten).
Es existieren Unterschiede in ihren Ansichten über Recht und Unrecht.
Dabei spreche ich nicht von grundsätzlichen, sondern von jenen Nuancen, auf die es für einmal angekommen wäre.
Dumm! Auf die es immer ankommt ...
Ich bin dreiunddreißig Jahre alt und ich habe das festgestellt und niemand kann mir die Ueberzeugung nehmen, daß C. G. Jung ein besserer Psychologe ist als mein Geldbriefträger. Niemand kann mich von der Behauptung abbringen, daß ein Bundesrichter mehr über das Problem von Schuld und Sühne nachgedacht hat als ein Kondukteur der SBB, der außerdem anderes zu tun hat. Niemand kann mir den Glauben nehmen, daß sich der Bischof von Chur mehr Gedanken über die Fragen von diesseitiger und jenseitiger Gerechtigkeit gemacht hat als meine Freundin Eva.
Niemand kann mir einreden, Professor Jaspers habe das Wesen der Moral weniger oder auch nur gleich viel analysiert wie ich.
Ich bin dreiunddreißig Jahre alt und ich habe den Glauben an die Stimme des Volkes als einem Sprachrohr des lieben Gottes ein bißchen verloren.
Ich habe als kleiner Junge im Radio die Sprechchöre des deutschen Volkes beim Erscheinen seines Führers gehört.
Ich war dabei als sie in Belgrad Tito zujubelten.
Ich weiß, daß das Volk ebenso seine Stimme erhoben hat als Nasser an die Macht kam und Mao-Tse-Tung und Mossadegh.
Ich habe gehört, wie sie General McArthur Beifall schrie und Mc Carthy, die vielgerühmte Stimme Gottes aus dem Munde des Volkes.
Ich habe sie in überfüllten Fußballstadien vernommen und am Ende von drittklassigen Operettenaufführungen und vereinzelt im Tram und auf der Straße und an der Bar und am Stammtisch.
Ich wage an ihrer Göttlichkeit zu zweifeln.
Und man muß an ihr zweifeln, sofern man es mit dem lieben Gott gut meint.
Das darf man ihm nicht unterschieben, das nicht!
So, und deshalb bin ich der Ueberzeugung, daß in Genf nicht die richtigen Leute auf der Geschworenenbank saßen und deshalb weiß ich sicher, daß sie kein Gottesurteil gefällt haben und deshalb bezweifle ich, daß sie zu Recht Richter spielten.
Und deshalb schlug ich das vor, was ich plumperweise in summarischem Abkürzungsverfahren als ‹Elite› bezeichnete.
Ich wollte keine soziale Wertung geben.
Ich wollte keinen Klassenkampfgedanken absondern.
Ich wollte nicht die ‹Elite›. Ich wollte nur die Qualifiziertesten.
Etwa zwölf unserer besten Bundesrichter.
Oder ein Gremium, zusammengesetzt aus Theologen jeder Konfession, Psychologen, Pädagogen, Ärzten, Philosophen ...
Ich wollte Garanten für die Gerechtigkeit, deren wir überhaupt fähig sind.
Nicht Vertreter der oberen Zehntausend der Gesellschaft.
Sondern Vertreter jener geistigen Elite (da ist das Wort wieder und diesmal soll es stehenbleiben!), die ein Glücksfall für ein Volk ist, wenn es sie gibt und die nur dann vorhanden sein kann, wenn ein ganzes Volk sie zu schaffen versucht.
Ich wollte ferner zwölf Menschen, die ohne Furcht vor der öffentlichen Meinung sind und nicht durch sie zu beeinflussen.
Zwölf Objektive und Objektiv-Bleibende wollte ich.
Zwölf Unparteiische, auf Grund ihrer Erfahrungen und Ueberlegungen und Erkenntnissen und ihres Wissens Selbstsichere.
Zwölf Unparteiische, auf Grund ihrer Erfahrungen und Ueberlegungen und Erkenntnisse um die Relativität von Erfahrungen, die Unzulänglichkeit von Ueberlegungen und die Mangelhaftigkeit unserer Erkenntnisse Wissende und darum mit der guten Wankelmütigkeit und den heilsamen Zweifeln Belastete.
Das ist meine ‹Elite›.
Und sie ist eine und sie existiert und ihre Existenz zu leugnen ist nicht klug, weil es allen Realitäten widerspricht.
Und sie ist – ohne den leisesten Eingriff in die Naturgesetze – sogar als Jury im Falle Jaccoud denkbar.

Nichts gegen die Bemühungen der zwölf Leute, die in Genf beraten haben!
Nichts gegen ihre Ueberzeugung!
Nichts gegen ihren guten Willen!
Nichts gegen ihre Gegebenheiten!
Aber alles gegen ihre Möglichkeiten!
Aber alles gegen ihre Befähigung!
Aber alles gegen ihre Berechtigung!
Ja, und damit könnte ich pathetisch schließen.
Aber das mag ich nicht.
Ich will – um diesmal ganz präzise zu sein – noch sagen, warum mich diese ganze Jaccoud-Geschichte so aufregt, warum sie mich beschäftigt und warum mir das Urteil so zuwider ist.
Ich bringe nämlich ein Gefühl nicht los.
Das quälende, entmutigende, enttäuschende und erbitternde Gefühl, daß man in Genf nicht dem Recht zu seinem Recht verhelfen wollte, sondern der Moral zu dem ihren.
Man hat nicht Gerechtigkeit geübt, man hat Moral angewandt.
Man hielt die Moral für schutzbedürftiger als das Recht.
Die drei Prozeßwochen (und alles was während ihrer Zeit vorgebracht wurde) haben Jaccoud viel eher moralisch denn juristisch erledigt.
Den Rechtsbruch konnte man ihm nicht mit Verläßlichkeit nachweisen, aber denjenigen der Moral konnte man ihm unwiderleglich bestätigen.
Das hat ihm, meiner festen Ueberzeugung nach, ganz letztlich das Genick gebrochen.
Einen moralisch einwandfreien Jaccoud hätte die Logik freigesprochen, einen moralisch belasteten verurteilte die öffentliche Moral.
Die Richter ließen ihn laufen, die Sittenrichter sprachen ihn schuldig.
Nicht das natürliche Rechtsempfinden wurde in diesem Prozeß strapaziert, das natürliche Moralgefühl wurde aufgeboten.
Man könnte es auch häßlicher sagen: die Steinigung wurde nicht durch die Hüter des Gesetzes vollzogen, sondern durch diejenigen der Moral. Es waren nicht die fanatischen Rechtsgelehrten, es waren die Pharisäer ...
Das ist mir an diesem Urteil so zuwider: Jaccoud wurde recht eigentlich nicht für den Mord, den man ihm zutraute, verurteilt, sondern für jenes Verbrechen, das dazu führte, daß man ihm den Mord zutrauen konnte.
So, und nur so ist die Diskrepanz zwischen dem Schuldspruch und dem Strafmaß zu erklären!
So, und nur so kann der deprimierende, durch nichts zu rechtfertigende Kompromiß zwischen grundsätzlicher Härte und unverständlicher Milde verstanden werden.
Wenn Sie mich fragen: ich weiß nicht zu sagen, ob er es nicht doch war. Ich weiß nur, daß man ihn für das falsche Verbrechen verurteilt hat.
Und ich weiß noch etwas ganz sicher:
Für einen ganz und gar ruchlosen Mörder sind sieben Jahre zu wenig.
Und als Strafe für einen unsittlichen Lebenswandel sind sie zu viel!
Ich weiß auch nicht, ob meine ‹Elite-Jury› nicht auch zu einem ‹coupable› gekommen wäre.
Aber dann wäre es das ‹coupable› für einen Tatbestand gewesen und kein ‹coupable› für eine ablehnenswerte Art, sein Leben zu führen.
Hätte ‹meine› beweglichere, einfühlsamere, verständnisvollere, unspießerische und unpharisäerhafte Jury ihn aber freigesprochen, dann wäre dem Recht und der Moral Genüge getan worden.
Dem Recht, weil man es lieber unvollzogen gelassen hätte, anstatt es unüberzeugt zu vollziehen.
Der Moral, weil Jaccoud nach diesem Prozeß moralisch ohnehin erledigt gewesen wäre.
So hat man jedoch das Recht als Rächer der Moral mißbraucht.
Und das ist weder recht noch moralisch!

Darf ich vorstellen?

Neulich habe ich gelesen, daß Edith Piaf während einer Gastspiel-Reise durch die französische Provinz zusammengebrochen sei. Ihre Rückkehr zur Bühne sei fraglich ...
Das war eine schlechte Nachricht in schlechtem Deutsch.
Das waren ein paar Zeilen in irgendeiner Zeitung, dürre Zeilen, leicht zu übersehen im Dickicht der großen, wichtigeren Meldungen vom Aufstand in Algerien, Mikojans Besuch bei Castro, Farah Dibas ersten Erfahrungen als persische Kaiserin, dem englischen Sensations-Baby im praenatalen Zustande.
Zugegeben: auch diese übrigen und üblichen Tagesnachrichten mit den großen Ueberschriften haben mich nicht besonders erheitert.
Aber die Mitteilung, daß die Piaf vielleicht nie mehr auf einer Bühne stehen wird, daß kein Mikrophon mehr ein neues Chanson von ihr aufnehmen und keine Platte es mehr in die weite Welt und mein enges Zimmer tragen wird, die Mitteilung hat weh getan.
‹Piaf› sagen die Franzosen und das heißt ‹Spatz›, und wenn jemals ein Uebername den treffenden Namen nannte, dann ist es dieser.
Sie erschien, wenn ihr Auftritt fällig war, in einem schwarzen Fähnchen, das aussah als habe es die vergrämteste Midinette von Paris an ihrem griesgrämigsten Tag mit der letzten Lieblosigkeit zusammengestichelt. Und unter den Achselhöhlen war es zumeist erst noch um eine peinliche Spur heller ...
Sie erschien und man klatschte, weil man wußte, daß die Piaf kam, aber man klatschte mit Befremden, leicht erstaunt über sich selbst. Denn da war nichts Beklatschenswertes, da war eine kleine Frau mit einem reizlosen Körper und formlosen Beinen und gar nicht besonders schönen Händen. Und das Gesicht: Dutzendware der Metro. Aeltliche Bürolistin, versorgte Hausfrau, undefinierbare Concierge.
Da kam keine lady-like Patachou mit Händen, von denen jeder einzelne Finger ruft: «Schaut her wie schön ich bin!» Da kam keine mandeläugige Greco mit dem Gesicht einer Ersatz-Exotin. Da kam nicht einmal eine quecksilbrige und attraktiv-blonde Delair.
Da kam, um die Wahrheit zu sagen, kein sex, kein Charme, keine Erotik, keine Exotik, da kam nicht einmal eine Frau.
Da kam ...
Nun ja, da kam eben ein Spatz.
Vielleicht sogar: ein Dreckspatz.
Einer der es in den Hinterhöfen der Vorstädte gar nicht so leicht hat, trotz seiner Frechheit. Einer, der in die Pfützen hüpft, um seine Krumen zu erwischen und dann gerupft, zerzaust, das Röntgenbild eines Spatzen, wieder erscheint.
Und dann begann sie zu singen.
Irgendeinen dummen, nicht allzu wichtigen, die Kälte des Saales und der amorphen Masse in ihm zu überwinden versuchenden Anfangs-Song.
Und dann dauerte es noch ein paar Takte und dann hätten sie von einem aus die Lady Patachou und die Susy und die Juliette in einen Sack stecken und irgendwo auf dem Wege nach Dijon verlieren können.
Dann war da auf der Bühne plötzlich nicht mehr eine unansehnliche Frauensperson in einem billigen Kleid, dann war da nur noch eine Stimme im Raum, eine unwiderstehliche, bannende, beschwörende, unentrinnbare Stimme.
Und dann – vielleicht eine halbe Nummer später – bekam die Stimme einen Körper, bekam die Haare und die Arme und die Beine und das Gesicht der schönsten Frau der Welt.
Mehr: der einzigen.
Da war *die eine* und da waren alle Frauen dieser Welt. Da waren alle Regungen und Gefühle und Tröstungen aller Frauen aller Welt. Da war unbändige Heiterkeit, da war letzte Verzweiflung, da war sprühender Charme, da war glühender Haß, da war Mädchen und Mutter und Frau und Geliebte.
Da war der Mensch und nichts zum Menschen Zugehöriges war nicht da.
In ihren besten Tagen nannten sie die Piaf ‹Stimme des Jahrhunderts›.
Sie war es und in mehr als diesem einen, nackten Sinn des Wortes, das eher einer musikalischen Qualität zur Umschreibung dient, denn einem Naturphänomen und einer, für



Schweizergrüße aus dem Olympia-Lager - von den Vieren in einem Zimmer!

ihre ganze Zeit verbindlichen Erscheinung.
Sie wird – vielleicht – nie mehr auf der Bühne stehen. Sie wird – vielleicht – sogar nicht einmal mehr Platten besingen.
Sie wird – sagen andere Zeitungen – langsam wieder so blind wie sie es als Kind war.
Sie vergißt Texte. Sie singt falsch. Sie liegt im Sterben, berichten die Skandalblätter.
Sie singt nicht mehr, wissen wir; der Spatz von Paris ist verstummt. Aber sie lebt auf ihren Platten.
Drei von ihnen möchte ich Ihnen vorstellen: sie wurden vor ein paar Jahren in Paris aufgenommen und zwar anläßlich eines öffentlichen Konzertes.
‹Edith Piaf chante à l'Olympia› heißen sie und man sollte sie besitzen, wenn man französische Chansons liebt und Musik unserer Zeit überhaupt.
Ich habe fast alle ihrer Lieder gerne, sogar die mißglückten, also diejenigen, in denen sie sich etwa als konventionelle Sängerin konventioneller italienischer Schlager gefällt oder jene, bei denen sie sich im Jazz versucht. Das gehört nicht zu ihr. Sie ist nicht die Stimme Amerikas, sie ist die Stimme des Jahrhunderts. Manchmal hat sie das vergessen. Aber selber vergißt man es auch.
Ich habe, wie gesagt, fast alle ihre Lieder gerne, aber da sind ein paar auf diesen drei Platten, das sind meine Lieblinge.
Etwa:
‹Les amants d'un jour›.
Text und Inhalt? Nichts! Kitsch!
Kitsch?
Ja, doch, Kitsch! Die dienstmädchendonnerstagswehe Geschichte von einer Buffetdame, die in der Morgendämmerung einem jungen Liebespaar ein mieses Hotelzimmer vermietet, neidisch über das Glück der beiden, bis sie am Abend zwei Tote im Bett findet und das Schild ‹Zimmer zu vermieten› wieder vor die Türe hängt ...
Kitsch?
Ja, doch!
Aber wie die Piaf das macht!
Es beginnt im Leierkasten-Ton:
« Moi j'essuie les verres ... »
Stur, monoton, resigniert in Routine, nicht einmal mehr traurig über ein Geschick, das sie zu lebenslänglichem Gläserspülen im Halbdunkel der Theke eines Drittklaßhotels verurteilt hat. Auch ohne Anklage, einfach so, dumpf, erledigt, erloschen.
« Moi j'essuie les verres ... »
Da ist er, der kleine Schankraum mit den Sprüngen in der gelblichen Decke, der giftigen Pernod-Flasche auf den Gestellen im Hintergrund, dem zerfetzten Billard-Tisch in der Ecke, den abgeschabten Stühlen, dem Du-Dubo-Dubonnet-Plakat an der blätternden Tapete, den künstlichen Blumen in der verstaubten Kristallvase, der Tricolore um irgendeinen vergessenen général ...
Nicht im Text ist das, in der Stimme der Piaf ist es.
Einen Toulouse-Lautrec malt die Stimme und dazu malt sie die graue, gläserspülende Spitzmaus hinter der verschwimmenden Theke.
Dann ist die Vorstrophe zu Ende und die Stimme geht in den Refrain und verliert sich plötzlich in eine Melodie, die verrät, daß doch noch nicht alles in der Routine des Gläserspülens untergegangen ist, daß da noch eine Sehnsucht nach stärkeren Empfindungen ist und das verweht flackernde Flämmchen einer Hoffnung auf die wärmende Nähe eines geliebten Menschen.
‹Ils sont arrivées ...› singt die Piaf und wieder ist alles da, ist noch mehr da: verlegene Frage der Liebenden nach einem Dach über den heißen Köpfen, halb verlegene Bitte, halb trotzige Forderung. Dann die Enge eines muffigen Treppenhauses, der säuerliche Geruch schlafender Menschen durch die Ritzen der belegten Zimmer, Knarren der Stiegen unter verrutschten und abgeschabten Teppichen. Dann das Oeffnen der Türe, die erste betretene Begegnung mit dem Raum. Die abgeschossenen Rosen der Tapete, der Schwung des kalkweißen Eisenbettes, das Lächerliche der Goldverzierungen am Fußende, der Oeldruck an der Wand, der wackelige Schrank mit den gedrechselten Beinen, die blaubemalten Waschschüsseln auf der Kommode ....
Das alles ist nicht im Text. Das ist in der Stimme der Piaf. Das skizziert sie zwischen den Worten und den Zeilen so rasch hin. Das malt sie, indem sie Erinnerung beschwört oder Sehnsucht nach dem Besitze solcher Erinnerungen.
Und sie malt noch mehr: sie malt in die angelehnte Türe die graue Buffet-Tochter, die noch ein paar Sekunden stehenbleibt, halb in Erwartung eines Trinkgeldes oder eines Auftrages, halb in Neugier.
Oder besser: halb in neugieriger Hoffnung, hier ein Vorbild für eigenen Mut zum Leben zu bekommen, ein Bild einzufangen und zu fixieren, das unvergeßlich und zum Zwange, es für sich selbst zu besitzen, wird.
Und dann: ein erster milchiger Sonnenstrahl des frühen Morgens durch die Ritzen des schmutzgrünen Ladens auf die Gesichter der beiden Liebenden, die sich schon mit dem Zimmer versöhnt haben und dann ein ganz leises, sehr tiefes Lächeln auf diesen Gesichtern.
Die kleine Graue an der Türe wird das Zimmer vergessen, das dreckige Hotel, die Gläser-Fron, die Straße, das Quartier, aber den bläßlichen Sonnenstrahl und das scheue Lächeln wird sie nie mehr vergessen können.
Nie mehr wird sie den Anblick des Glückes, von dem man selber erbarmungslos ausgeschlossen ist, vergessen können.
Und da sie das sieht, weiß sie auch, daß sie es nicht mehr aus ihrem kleinen, dumpfen Kopf bringen wird, nicht das Licht im Fenster, noch das Licht auf den Gesichtern, noch das Glück, das die ganze Welt ausschließt und das der ausgeschlossenen Augenzeugin so unendlich weh tut.
‹Comme ça m'a fait mal ... comme ça m'a fait mal ...› singt die Piaf und sie singt es so, daß es plötzlich ganz unwichtig wird, wem was wo und in welcher Dreigroschengeschichte weh tut.
Alles was wehe tun kann, schmerzt hart in diesen Sekunden: großes Glück, großes Leid, höchste Freude, tiefster Schmerz.
‹Comme ça m'a fait mal ...›
Das ist eine Dutzend-Zeile, ein Alltags-Cliché, ein gebräuchlicher Satz der Umgangssprache, rasch hingemurmelt, nie ganz so wirklich gemeint.
Doch wenn ihn die Piaf singt mit dieser Stimme, die immer nach scherbelndem Grammophon der zwanziger Jahre klingt, dann ist er ein sehr großes Gedicht ...
Ja, und dann singt sie auf dieser Original-Aufnahme aus dem ‹Olympia› noch die Geschichte vom Monsieur Lenoble, dem seine junge Frau mit einem Artisten durchgeht und dessen Hilfsbuchhalter-Seele nie den Grund erfassen wird, wo sie es doch so gut bei ihm gehabt hat.
Und dann singt sie ‹Misericorde› und ‹L'accordeoniste› und ‹Bravo pour le clown› und jede Zeile macht sie zum Gedicht und jede Zeile macht sie zu einem Bild der schönen, schrecklichen, herrlichen, trostlosen, über alles geliebten Welt.
Hören Sie ihr zu!
Lassen Sie sich erschüttern von einem halben Satz, von einem so haßerfüllt hingehauenen « ... mais la vie est si moche », daß es einem durch Mark und Bein geht, von einem mütterlich hingeflüsterten Kosewort, von einem tränenerstickten « ... que même ça j'oubliait », von einem selbstquälerisch hingezischten « ... t'as pas profité d'ta chance, mon ami ! » des armen Monsieur Lenoble!
Hören Sie ihr zu!
Auf den Plattten können Sie es noch ..